Ich erzählte alles. Ein Beamter nahm's zu Protokoll.

„Wir haben nachgesehen," sagte er, „es fehlt aber nichts, weder Geld noch Schmucksachen!"

„Wo ist die Uhr?" fragte ich mühsam.

„Die Uhr," lachte der Inspektor. „Was ist eigentlich mit dieser Uhr los?"

„— Eine Höllenmaschine," stöhnte ich.

„Unsinn!" lachte der Uniformierte, „eine ganz gewöhnliche Zwiebel aus Großvaters Zeiten. Jemand scheint sich den Scherz gemacht zu haben, die Zeiger zu verbiegen!"

Ich zwang mich zur Besinnung und ging.

„Uebrigens," hörte ich den Inspektor von der Tür aus zu einem Beamten sagen, „haben Sie den armen Verrückten, den wir im Zuge aufgegriffen haben, gut verwahrt?"

Es erfolgte auf meine Aussagen nichts. Die Uhr hat ich mir aus und erhielt sie auch. Sie liegt noch heute mit den verbogenen Zeigern in meinem Schreibtisch.

—⊡—

Wie der Tod in Sekunda Gesangsstunde gab

Skizze von Friederike von Krosigk-Dessau.

In der großen Pause zeigte der Schulhof viel Aehnlichkeit mit dem antiken Griechenland. Unter dem Portal wandelte gleich den Weisen Athens die göttliche Prima; links dröhnte der Boden von einem gewaltigen Wettlauf der Quartaner, und rechts hielt die Tertia ein großes Diskuswerfen mit Bierfilzen ab. — Nur die Obersekunda fiel völlig aus dem Rahmen. Sie stand, zu erregten Gruppen geballt, in der Ecke neben dem Fahrradschuppen; und die Reden, die da fielen, waren keineswegs Dithyramben. — „Schweinerei", sagte der dicke Hirsch und runzelte die Denkerstirne. — „Mehr als das. Es ist eine Infamie", knirschte Leo Sander. Des Pudels Kern war, daß die ganze Klasse wegen ungebührlichen Lachens in der Gesangstunde mit einem schweren Tadel ins Klassenbuch eingeschrieben worden war. Hirsch hatte einen seiner berühmten faulen Witze gemacht, und zwar im denkbar ungünstigsten Moment, nämlich gerade, als für das bevorstehende Totenfest das alte, ernsthafte Lied vom Schnitter Tod eingeübt wurde. Und Dr. Rödger, der sogenannte Uhu, der schon für gewöhnlich ziemlich grimmig durch seine große, runde Hornbrille äugte, hatte diesmal noch weniger Spaß als sonst verstanden.

„Die Betragenszensuren sind natürlich restlos zum Teufel", grollte Krause. — „Aber es soll ihm teuer zu stehen kommen!" rief Sander und ballte die Fäuste in den Taschen. „Wißt Ihr was? Wir bringen ihm heute abend eine Katzenmusik!" — „Wird gemacht!" schallte es zur Antwort.

Man beschloß, „Freut Euch des Lebens" zu singen, dreistimmig, immer mit h anstatt b. Krause sollte dirigieren. Man versprach sich ungeheuren Effekt von der Sache. — —

Die kleine Villenkolonie draußen in der Vorstadt lag in tiefer Finsternis. Ein kalter Novembernebel beschränkte den Lichtkreis der spärlichen Gaslaternen auf die allernächste Umgebung. Ein einsamer Lichtschein drang noch aus einem nüchternen Backsteinhäuschen. Hier hauste im ersten Stock der Uhu mit einer alten grämlichen Wirtschafterin; denn er war Witwer und besaß nur eine einzige Tochter, die viel kränkelte und jetzt, wie man sich erzählte, in einer Lungenheilstätte Unterkunft gefunden hatte.

Als die Turmuhr elf schlug, sammelte sich eine dicht vermummte Schar unter Rödgers Fenstern.

Alles ging nach Wunsch. Man erzielte eine ohrenzerreißende Musik, und als beim dritten Verse ein Beamter der Wach- und Schließgesellschaft um die Ecke bog, war alles zerstoben... Hirsch und Sander blieben in der Nähe. Sie führten noch einen teuflischen Sonderplan im Schilde. —

Eine halbe Stunde später waren Rödgers Fenster dunkel. Da schrillte die Hausklingel wie besessen, einmal, zweimal, dreimal .... Endlich ging oben ein Fenster auf. — „Wer da?" tönte die bekannte Stimme. — „Depesche!" heulte es zurück. „Hurra! Ihre Großmutter hat'n Kind gekriegt!"

Satanisches Gelächter. Das Fenster flog zu. Am nächsten Morgen hatte der Uhu in Obersekunda eine Lateinstunde zu geben. Man sah dem nicht ganz ohne Bangen entgegen. Die Erregung nahm noch zu, als die Tür aufging und — der Direktor eintrat. Lohmann, der Primus, reckte sich in Positur und die anderen setzten unschuldige Mienen auf. Man war entschlossen, zu leugnen. Denn es war niemand erkannt worden, und der Uhu unterrichtete in vielen Klassen.

„Dr. Rödger kommt heute nicht", begann der Direktor. „Er ist an das Sterbebett seiner Tochter gerufen worden. Heute morgen war er einen Augenblick hier und zeigte mir die Depesche: Schwer erkrankt, Blutsturz ... erwartet Sie sehnlich .. Das Telegramm kam nachts gegen zwei Uhr. Unbegreiflicherweise hat Dr. Rödger dem Boten nicht geöffnet. Nun erhielt er die Nachricht erst heute morgen, als der Frühzug längst fort war. Hoffentlich kommt er nicht zu spät. — Nun, Ihnen wird wohl eine Arbeitsstunde heute ganz willkommen sein."

Die Klasse saß wie vom Donner gerührt. Von Arbeiten war natürlich keine Rede und auch die folgende Mathematikstunde war eine einzige Pleite. Wie unter einer schweren Last erledigte jeder mechanisch sein Tagewerk.

Der nächste Morgen bestätigte die schlimmsten Befürchtungen: Rödger war eine Stunde zu spät gekommen.

Verstört und ratlos schlich die Klasse umher, bis Hirsch auf einen Gedanken kam. Er schlug vor, das Lied vom Schnitter Tod unter Krauses Leitung tadellos einzuüben und in der nächsten Singstunde so gut zu singen, daß der Lehrer über ihre guten Vorsätze nicht mehr im Zweifel sein könnte. Gesagt, getan. Noch nie war in Sekunda mit solcher Hingabe geübt worden.

Nach vier Tagen war die nächste Gesangstunde. Als Dr. Rödger in die Klasse trat, stand Lohmann, der Primus, an der Tür. Er hatte sich einige passende Worte zurecht gelegt, in denen auch von aufrichtigem Bedauern etwas vorkam. Aber der Lehrer ließ ihn nicht zu Worte kommen. Mit eisiger Miene winkte er ab, und die zaghafte gebotene Hand übersah er. Das Lied vom Schnitter Tod lag aufgeschlagen auf dem Pult. Rödger blätterte um. — „Wir singen Nr. 35", befahl er kurz. — Man blätterte fieberhaft. Da stand es: Freut Euch des Lebens.. „Krause", sagte der Lehrer. „Vorkommen. Dirigieren." —

Der Junge stand wie gelähmt. — „Können Sie nicht hören?" Rödger schob ihm den Taktstock in die Hand und gab mit steinerner Miene den Ton an.

Aber niemand stimmte ein. Totenblaß, gesenkten Hauptes, standen sie auf ihren Plätzen. „Sie schreiben wohl morgen eine griechische Klassenarbeit? Dann können Sie sich meinetwegen heute präparieren." — Sprach's und schritt hinaus, ohne sie eines Blickes zu würdigen. — —

Der dicke Hirsch war stöhnend auf seinen Stuhl gesunken. „Es ist entsetzlich", sagte er. — „So geht das nicht weiter", erklärte Lohmann. „Er verachtet uns ja durch die Bank." — „Aber was sollen wir tun? Wieder gut zu machen ist da nichts." Sander suchte krampfhaft nach seinem Taschentuch.

Man hätte gern einen schönen Kranz gekauft, denn Dr. Rödger hatte die Leiche überführen lassen. Aber er hatte sich alle Beileidsbezeugungen ausdrücklich verbeten. Nicht einmal die Stunde der Beisetzung war bekannt gegeben. Nur, daß sie morgen stattfinden sollte, wußte man.

„Ich weiß es jetzt", sagte Krause plötzlich. „Wir müssen heimlich erfahren, wann die Beisetzung stattfindet. Und dann gehen wir alle hinaus und singen. Das ist das Einzige, was wir noch tun können."

„Gut", sagte Lohmann, „und wir nehmen ein paar frische Rosen mit. Für jeden eine." — —

Nur eine kleine Gruppe schwarzer Gestalten stand auf dem herbstlichen Friedhofe, als der weiße Sarg versenkt wurde. Die schluchzende Wirtschafterin, ein paar Freundinnen, ein halbes Dutzend Verwandte und oben an der Grube, neben dem Geistlichen, der Vater. Eben ließ er die letzte Handvoll Erde hinabgleiten, und sein Gesicht trug einen Ausdruck von Müdigkeit, als könnte nichts auf der Welt ihn mehr erquicken.

Da ertönte es plötzlich hinter ihm, glockenrein und feierlich: „Es ist ein Schnitter, der heißt Tod." Und als er sich umwandte, sah er zwei Dutzend blaue Schülermützen durch die kahlen Zweige schimmern. Anfangs klang der Gesang noch zaghaft; aber dann bekam Krause Mut, und zuletzt schmetterten die jungen Kehlen aus Leibeskräften: „Trotz, Tod, komm her! ich fürcht dich nit!"

Als das Lied verklungen war, stand Lohmann plötzlich am Grabe und hatte beide Hände voll Rosen. Er war etwas hurtiger dahin gekommen, als in seiner Absicht lag; denn der eifrige Hirsch, in der Besorgnis, der rechte Zeitpunkt könnte versäumt werden, hatte seinen zögernden Primus durch einen kräftigen Puff in Bewegung gesetzt. Nun stand er oben, ein Bild der Verwirrung und des Herzeleids.

Und Rödger sah, wie die jungen Gesichter, die eben noch so wacker dem Tode Trotz geschworen hatten, jetzt so hilflos bittend an ihm hingen. Er sah eine leuchtende Flut roter Rosen über den weißen Sarg rieseln, und in seinen Ohren hallten noch die letzten Worte des Liedes: „Freu dich, schönes Blümelein!"

Da sprang plötzlich eine große Liebe in seinem erstarrten Herzen auf, so daß er hinüber gehen mußte zu den Jungen und ihnen die Hand geben, jedem einzelnen. — —

Zur nächsten Gesangstunde stand die Klasse stramm und aufrecht da und erwartete ihren Uhu. Als Dr. Rödger eintrat, umfing er sie mit einem langen, warmen Blick. Dann sagte er: „Wir wollen das Lied vom Schnitter Tod noch einmal singen. Wir haben es ja jetzt alle verstehen gelernt."

Da erstrahlte die Obersekunda, als sei ihr eine große Ehrung widerfahren.

Und der dicke Hirsch stieß einen langen Seufzer der Erleichterung aus, denn er hatte immer noch leise befürchtet, sie könnten noch einmal zu „Freut Euch des Lebens" verurteilt werden.

—⊡—

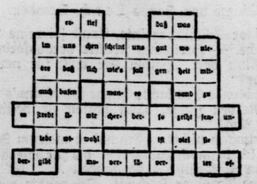
Rätselecke

Schach:



Zweizüger.

Rösselsprung.



Auflösungen aus voriger Nummer:

Kreuzworträtsel:

Lösung:

g	e	r	d	a	l	i	e	s
y	p	e	r	n	■	r	i	a
m	■	i	■	n	b	l	■	r
n	■	s	e	l	a	n	d	■
a	t	■	e	m	i	n	■	i
s	o	l	■	a	n	d	e	n
i	m	a	■	r	d	■	s	i
u	m	b	r	i	e	n	■	e
m	i	e	t	e	r	■	a	n

Rösselsprung:

Zweierlei sich, die es ehrt, sehn,
Mild in Herzhaft verbinden
Und von Torheit nie getrennt sein:
Lust des Glücks und seine Gaben,
Wie das Unglück denn auch sei?

Goethe.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: J. A. Sauer, Altena.

DER ERZÄHLER

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 40 — Samstag, 9. Oktober — 1926

Das Telegramm

Humoreske von Freiherr von Schlicht †

Rechtsanwalt Doktor Degenhardt stand im Begriff, seinen kurzen Erholungsurlaub anzutreten, von dem ihm ohnehin schon dadurch ein Tag verloren gegangen war, daß er gestern im letzten Augenblick von seinem Büro in einer wichtigen Sache angeklingelt wurde, weshalb er sich trotz allen Widerspruches seiner jungen Frau, mit der er seit fünf Jahren verheiratet war, entschlossen hatte, seine Abreise um vierundzwanzig Stunden zu verschieben. Heute wollte er aber wirklich fahren. Der Wagen stand schon vor der Tür, und voller Ungeduld wartete er nun in dem kleinen Vorgarten auf seine Frau, die ihn wenigstens zur Bahn bringen wollte, da sie trotz aller Bitten nicht zu bewegen gewesen war, ihn auf seiner Reise zu begleiten. Sie hatte immer wieder betont, abgespannt und überarbeitet wie er es sei, wäre es für seine Erholung besser, wenn er einmal allein bliebe. Schließlich hatte er sich diesem Wunsche gefügt, obgleich es ihm nicht leicht wurde, denn zu Hause hatte er doch eigentlich so gut wie nichts von seiner Frau; vom frühen Morgen bis zum späten Abend saß er in seinem Büro und, auch wenn er endlich nach Hause kam, hatte er oft noch stundenlang zu arbeiten.

Aber wo seine Ilse nur blieb? Es wurde allmählich Zeit, zur Bahn zu fahren. Das Klingeln eines Rades ertönte, so daß er sich unwillkürlich umsah und nun einen Depeschenboten bemerkte. — „Sie wollen doch nicht etwa zu mir?" erkundigte er sich erschrocken, da er befürchtete, daß es sich um irgend eine Prozeßsache handele, die seine Abreise erneut verschieben könne. Aber gleich darauf beruhigte er sich wieder, denn alle geschäftlichen Telegramme wurden seinem Büro zugestellt. Es konnte also nur irgend eine private Mitteilung sein. So öffnete er denn das Telegramm und las: Eintreffe wie schon geschrieben vormittags 11.24 Uhr. Bitte erneut, mich Bahnhof abholen. Rudi.

Wer war Rudi? Und wie kam dieser ihm gänzlich unbekannte Rudi dazu, ihm zu telegraphieren und dabei auf einen Brief Bezug zu nehmen, den er gar nicht erhalten hatte? Sollte die Depesche etwa für seine Ilse bestimmt sein? Aber die kannte doch auch keinen Rudi, wenigstens hatte sie ihm nie von einem solchen erzählt, ebenso hatte sie mit keiner Silbe erwähnt, daß sie heute einen Rudi erwarte.

Da wurde plötzlich ein Gedanke, nein ein Argwohn in ihm wach, den er selbst ganz ungeheuerlich fand, den er jedoch nicht wieder los wurde. Die Eifersucht war in ihm erwacht, und er glaubte, nun manches zu verstehen: die freudige Ueberraschung seiner Frau, als er ihr mitteilte, er habe sich entschlossen, Urlaub zu nehmen — ihre Weigerung, ihn auf seiner Reise zu begleiten — das, wie es ihm jetzt vorkam, übertriebene Bedauern, das sie gestern zeigte, als er seine Abreise verschieben mußte, sowie die oftmalige Frage, ob er heute nicht lieber schon mit dem Morgenzug um 8 Uhr fahren wolle, wenn er da auch nicht immer einen D-Zug benutzen könne. Für das alles fand er nun eine Erklärung, und die hieß Rudi. — Wer war dieser Rudi? Ein erneuter Blick in das Telegramm zeigte ihm, daß es in Stuttgart aufgegeben war. Wohnte dieser Rudi ständig dort, und wi ekam er, der doch sicher Rudolf hieß, dazu, sich in einem Telegramm an seine Frau Rudi zu nennen? Wie kam der überhaupt dazu, ihr zu telegraphieren, und wieviele Briefe mußten außer dem in der Depesche erwähnten schon zwischen den beiden hin und her gegangen sein?!

Im Vorflur des Hauses hörte er die Stimme seiner Frau, die mit dem Mädchen sprach. Schnell verbarg er das Telegramm in der Tasche. Gleich darauf trat Frau Ilse in den Garten und nahm im Wagen neben ihm Platz. — „Wir haben noch reichlich Zeit, Ilse, sogar soviel, daß ich auf dem Bahnhof noch einen alten Korpsbruder begrüßen kann, von dem ich vorhin ein Telegramm erhielt, daß er auf der Durchreise unsere Stadt passieren und sich sehr freuen würde, mich zu sehen. Sein Zug kommt auf demselben Bahnsteig an, von dem der meine abfährt. Sein Zug kommt 11.24 Uhr, meiner geht erst 11.36 Uhr, da kann ich ihm also noch guten Tag sagen."

Er bemerkte ganz deutlich, wie seine Frau erschrak, als er die Zeit 11.24 Uhr nannte, und wie ein leises Zittern sie befiel. Sie versuchte auch vergebens, ihrer Stimme einen festen, ruhigen Klang zu geben, als sie entgegnete: „Du hast mir doch erklärt, dein Zug ginge schon 11.16 Uhr, da kann er jetzt doch nicht plötzlich erst zwanzig Minuten später gehen."

Er wußte natürlich selbst am besten, wie recht sie damit hatte; dennoch sagte er ganz gelassen: „Du hast mich falsch verstanden, Ilse. Ich betonte, daß der Zug nach dem alten Fahrplan 11.16 Uhr gegangen wäre, daß er aber nach dem neuen Kursbuch zwanzig Minuten später abgehen würde. Entsinnst du dich nicht?"

Nein, darauf konnte sich seine Ilse natürlich unmöglich besinnen, das sah er ihr auch deutlich an; gleichviel stimmte sie ihm rasch bei: „Ja, ja, es scheint mir so — aber trotzdem, Harald, wird es nicht zu spät für dich werden, wenn du deinen Freund noch begrüßen willst? Der D-Zug, den Du benutzen willst, läuft doch immer schon vollbesetzt aus Berlin ein."

„Na, so schlimm wird es nicht werden," beruhigte er sie, „nötigenfalls nehme ich mir Zuschlag zur zweiten Klasse."

Einen Augenblick herrschte zwischen ihnen Schweigen, und deutlich las er in ihren Zügen die Angst, daß der Rudi, den sie erwartete, gleich auf sie zuellen würde, bevor es ihr gelungen wäre, ihn so lange wieder fortzuschicken, bis Haralds Zug abgefahren sei.

Inzwischen hatte Harald einen neuen Einfall; er blickte in das verstörte Gesicht seiner Frau und fragte unvermandt: „Was ist dir nur, Ilse? Ich sehe erst jetzt, wie blaß du bist. Fühlst du dich nicht wohl, und willst du nachher lieber gleich wieder nach Hause fahren, anstatt mich bis zum Zuge zu begleiten?"

Frau Ilse haschte nach seiner Hand: „Ach ja, Harald, wenn du mir das erlaubtest, — ich fühlte mich heute gar nicht wohl — ich wagte nur nicht, es dir zu sagen, damit du es nicht etwa als Unfreundlichkeit auffassen könntest, wenn ich gebeten hätte, zu Hause bleiben zu dürfen. Aber wenn du nichts einzuwenden hast, daß ich nachher gleich zurückfahre — —"

„Aber natürlich, selbstverständlich, Ilse."

Sobald sie den Bahnhof erreicht hatten, verabschiedete er sich dort von seiner Frau. Er selbst aber ging auf den Bahnsteig, um auf den Stuttgarter D-Zug zu warten, und sich die aussteigenden Reisenden anzusehen. — —

Ein paar Stunden später betrat er wieder sein Haus, und Frau Ilse, die unterdessen ihren Besucher erwartet haben mochte, stieß unwillkürlich einen kleinen Schrei aus, als plötzlich ihr Mann vor ihr stand, der, noch bevor sie eine Frage an ihn hätte richten können, erklärte: „Denke dir nur, Ilse, ich habe in dem Gedränge meinen alten Korpsbruder gar nicht getroffen und dabei habe ich auf seinen Zug, der große Verspätung hatte, so lange gewartet, daß ich darüber meinen eigenen Zug verpaßte. Na, zuerst war ich wütend. Aber weißt du, wen ich dann plötzlich zu meiner Freude auf dem Bahnsteig entdeckte? Den jungen hübschen Studenten, der sich uns im vorigen Jahr an der Ostsee anschloß, der soviel mit uns zusammen war und dir in so ritterlicher und beinahe noch kindlicher Weise den Hof machte. Na, unsere gegenseitige Ueberraschung kannst du dir vorstellen. Besonders er war zuerst ganz sprachlos; aber nicht nur das, er stand da, als hätte er mir gegenüber ein schlechtes Gewissen, ohne daß ich mir das zu erklären vermocht hätte, bis er mir dann dafür, als wir zusammen frühstückten, die Aufklärung gab."

„Ihr habt zusammen gefrühstückt?" kam es fast tonlos über Frau Ilses Lippen.

Harald lachte lustig auf: „Und ob, Ilse! Alles was gut und teuer war. Sogar Burgunder haben wir zusammen getrunken, und als das schwere Getränk deinem Verehrer die Zunge gelöst, da hat er es mir gestanden. Er war über die Begegnung mit mir zuerst so erschrocken, weil er gehofft hatte, eine junge schöne Frau, die er darum gebeten, würde ihn an der Bahn abholen, und weil es ihm der Dame wegen natürlich sehr unangenehm gewesen wäre, wenn ich ihn mit der zusammen gesehen hätte. Ganz klug bin ich aus der etwas konfusen Geschichte nicht geworden; nur soviel habe ich begriffen, daß er die andere junge Frau ebenso rein und platonisch liebt und verehrt wie dich und daß er nicht daran gedacht hat, mit ihr hier irgend ein Unrecht zu begehen, sondern daß er nur ein paar Tage in ihrer Gesellschaft weilen wollte, um sie einmal wiederzusehen. Na, ich habe ihn so gut getröstet, wie ich nur konnte, aber auch so ernst und, beinahe hätte ich gesagt, väterlich mit ihm gesprochen, daß er sich dafür beim Abschied immer wieder bei mir bedankte und mir gelobte, sich, wenn auch in unschuldigster Weise, nie wieder einer jungen verheirateten Frau zu nähern und ihr auch nie wieder hinter dem Rücken ihres Mannes zu schreiben. Aber dabei klang seine Stimme so traurig, daß er mir beinahe leid tat."

Voll atemloser Spannung hatte Frau Ilse ihrem Manne zugehört. Wußte er wirklich nicht, wer die junge Frau war, die der Student hier besuchen wollte, oder war er nur so zart und feinfühlend, ihr das nicht zu sagen, weil er aus allem erfahren haben mußte, daß

„Hoch empor"

Hoch empor am Himmelsbogen
sind die Sterne aufgezogen,
welch ein heilig stiller Chor!
Daß das Herz dir größer werde,
blicke von der kleinen Erde
zu dem ew'gen Glanz empor!

Kannst du noch dein Auge senken,
deines armen Lebens denken,
und was irdisch dich betrübt?
Der den Flammenkranz gewunden
und dich selber wert gefunden,
ist ein Vater, der dich liebt.

Aus der Sterne Millionen,
aus den glanzerfüllten Zonen
hat er seinen Thron erbaut.
Seiner Welten lichte Heere,
seiner Sonnen Flammenmeere wandeln,
wo sein Auge schaut.

Seine Liebe spricht den Segen,
daß auf ihren ew'gen Wegen
nie sein Auge sie vergißt.
Allem Dasein, allem Leben
hat er diesen Trost gegeben:
Halleluja, daß du bist;
hoch empor am Himmelsbogen
sind die Sterne aufgezogen.

Nr. 238

Heute scheid ich morgen wand'r ich

Heute scheid ich, morgen wand'r ich.
Keine Seele weint um mich.
Sind's nicht diese, sind's doch andre,
die da trauern, wenn ich wandre,
holder Schatz, ich denk an dich!

Auf dem Bachstrom hängen Weiden,
in den Tälern liegt der Schnee;
trautes Kind, daß ich muß scheiden,
muß nun unsere Heimat meiden,
tief im Herzen tut mir's weh.

Horch, die Trommel ruft zum Scheiden,
und ich drück' dir warm die Hand,
still' die Tränen, laß mich scheiden,
muß nun für die Ehre streiten,
streiten für das Vaterland.

Sollt ich unter freiem Himmel
schlafen in der Feldschlacht ein,
soll auf meinem Grabe blühen,
soll auf meinem Grabe glühen,
Blümchen süß, vergiß nicht mein!

Altes Volkslied.

er keinerlei Grund hatte, irgendwie eifersüchtig zu sein, zumal sie selbst nie daran gedacht hatte, ihm untreu zu werden. Aber die Briefe des jungen Studenten, in denen er sie wie eine Heilige anschwärmte und verehrte, und die Briefe, die sie ihm selbst geschrieben, waren ihr in den vielen Stunden des Alleinseins eine Zerstreuung gewesen, und sie hatte diesen harmlosen Briefwechsel als ein unschuldiges Geheimnis betrachtet, dem sie nach ihrer Meinung die Poesie genommen hätte, wenn sie ihrem Manne auch nur etwas davon erwähnt haben würde.

Da erklang die Stimme ihres Gatten: „Und nun muß ich dir noch etwas Komisches erzählen, Ilse. Denke dir nur, wenn ich den jungen Menschen auch gleich auf den ersten Blick wieder erkannte, so konnte ich mich doch nicht auf seinen Namen besinnen, und ihn danach fragen mochte ich erst recht nicht. Aber sicher kannst du mir da helfen. Wie heißt er eigentlich?"

Wußte ihr Mann auch das wirklich nicht, oder wollte er sie durch diese Frage irgendwie auf die Probe stellen? Jedenfalls war sie es ihm, der in diesem Augenblick gegen sie die Güte selbst war, schuldig, ihm zu beweisen, daß diese kleine Episode ihres Lebens nun auch für sie allzeit der Vergangenheit angehörte; und deshalb sagte sie jetzt, ihm offen und frei in die Augen sehend: „Er heißt — aber nein," verbesserte sie gleich darauf mit absichtlich starker Betonung: „Er hieß Rudi."

—⊙—

Dan.

Skizze von Paulrichard Henfel.

„Du bist so seltsam heute," sagte die blasse Frau und streckte von ihrem Krankenlager begütigend die Hand ihrem Manne entgegen. „Hat es Aerger auf dem Werk gegeben?"

Walter Hagen strich ihr leise über das Haar. „Nichts von Bedeutung, Inge. Die Menschen sind so sonderbar. Es ist oft, als würde ihnen das Leben unerträglich, wenn ein paar Wochen oder Monate in Ruhe dahingehen. Wir haben ruhige Leute auf der Grube, die verläßlich sind. Aber unter den Neuen gibt es Zänker, Neider . . . ."

Frau Inge, die wohl wußte, daß er ungern über die Dinge sprach, die ihm am unbehaglichsten waren, ihn erschütterten, streichelte besorgt seine Hand. „Hat Dir einer weh getan? Vergiß es . . ."

Ein gequälter Ausdruck trat in das Gesicht des Mannes. „Es ist nicht das, daß mir einer ein häßliches Wort nachwirft, weil ich der Direktor bin und er der Arbeiter — nein, es macht nur traurig, wenn man sich des eigenen guten Willens schämen muß, weil er nicht erkannt wird, und wenn statt eines Begreifens und Einfügens in die Weltordnung, die wir nicht geschaffen haben und auch nicht ändern können, nur Unzufriedenheit und Streitsucht herrscht. Aber nicht wahr," fügte er verlegen lächelnd hinzu, „ich bin ein schlechter Ehemann, daß ich Dir so unangenehme Dinge erzähle. Wie geht es Dir? Was hat der Arzt gesagt?" . . .

Eine Stunde später ging Walter Hagen, der Direktor des Braunkohlenbergwerkes, nachdenklich aus dem Zimmer seiner kranken Frau. Seitdem er auf diesem Posten stand, war es immer sein Bestreben gewesen, den Arbeitern gute Lebensverhältnisse zu sichern, was natürlich zur Voraussetzung hatte, daß die Förderung der Grube und damit die Einnahmen mit den Ausgaben im Einklang standen. Einige Unzufriedene hatte es immer gegeben, aber der Widerstand, den gerade in den letzten Wochen die Grubenleitung fand, erfüllte ihn mit Besorgnis. Der Ton der Deputation, die man heute zu ihm geschickt hatte und die er noch so freundlich und höflich empfangen hatte, war so schroff gewesen, daß ihm die Zornesröte ins Gesicht gestiegen war. Dann hatte er doch mit ihnen verhandelt, denn er dachte: Vielleicht haben sie auch eine kranke Frau zu Hause. — —

In der Nacht meldete die Krankenschwester, die im Hause war, eine plötzliche Verschlimmerung im Befinden der Frau Inge. Hagen wollte sich sofort telefonisch mit dem Arzt in der Stadt in Verbindung setzen, aber blaß geworden, ließ er den Hörer sinken. Die Leitung nach der Stadt war infolge des Hochwassers gestört. Ja, er entsann sich, da draußen außerhalb des Werkes war noch eine andere Welt, für die er kaum Gedanken übrig haben durfte, in der es auch eine Not gab, seit Wochen schon. Der Tagebau der Grube lag abseits auf einem Höhenzuge, aber wenige Kilometer entfernt davon, in der Niederung, lagen Dörfer und Anwesen, die seit langem von dem über die Ufer getretenen Strome bedroht waren und deren Einwohner täglich in Angst um die Festigkeit des Deiches waren. In wenigen Minuten stand der Kraftwagen der Direktion bereit. Konnte Hagen den Arzt nicht rufen, mußte er ihn holen.

Die Scheinwerfer des Wagens stachen grelle Lichtkegel in die Nacht. Häuserschatten huschten vorbei, Felder, in rasendem Tempo ging es die Straße bergab, jetzt sah man linkerhand den Deich, dahinter wie einen großen unheimlichen See das brodelnde Wasser, aufgepeitscht vom Wind. Ein seltsames Brausen lag in der Luft — oder war es in den Bäumen, den Telegraphenmasten? Hagen achtete auf nichts und hielt das Steuer fest in der Hand. Da laufen ein paar dunkle Gestalten an ihm vorbei — dort steht wieder einer, schreiend, andere, ohnmächtig schreiend. Er stoppt. Jemand springt auf ihn zu. „Der Deich . . .!"

Da weiß er schon alles. Man hat eine Gefahrenstelle im Deich entdeckt — eine Stunde ist vielleicht noch Zeit — da gibt es kein Ueberlegen. Drei, vier Männer sitzen schon im Wagen; man muß die Wache, den Deichkommandanten benachrichtigen. Irgendwo in der Nähe liegt auch eine Abteilung Soldaten — sie müssen alarmiert werden — die Leitung ist zerrissen — „Gott sei Dank, daß ein Wagen da ist", ruft jemand. —

Schöpferfreude

Und ob der Gruß von Tausenden dir tönt:
Laß dir vom Beifall nicht das Hirn berühren,
Er führt zur Menge, die dich morgen höhnt.
— Es gibt ein Glück, das dir die Seele schönt,
Es läßt die Luft des Schöpfers dich verspüren,
Und dieser Himmel ist dir dort erglommen,
Wo du mit deinem Werke — hergekommen.

Rudolf Herzog.

Hagen wirft den Wagen auf der Chaussee herum, daß er hart die Böschung streift. Dann rast er zurück. Die Männer weisen ihm die Richtung. Ueber Böschungen geht es, durch Tümpel — Hagen denkt kaum daran, daß er mit einem anderen Vorsatz fortgefahren war, so selbstverständlich scheint es ihm, daß er jetzt von einem zum andern fährt, um zu wecken, zu rufen, dann wieder den Deich entlang — es kann Stunden dauern, weiß er, aber Menschen sind in Gefahr mit ihrer ganzen Habe, da gibt es kein Zögern. Und er ist fast zufrieden, daß er mithelfen kann, ihnen Rettung zu bringen, und preßt die Lippen zusammen und denkt: Das Leben von Tausenden ist wichtiger als ein einzelnes — —

In den frühen Morgenstunden, als die Nachtschicht der Arbeiter das Werk verließ, fuhr der Kraftwagen des Direktors durch das offene Tor. Ein paar Leute drehten sich mürrisch um und sagten: Natürlich, der fährt schon spazieren, während wir noch arbeiten!" Sie sahen nicht den Schmutz an dem Wagen und das bleiche Gesicht Hagens und des fremden Herrn, der neben ihm saß. In gewohnter Ruhe, die immer einen Rest von Unzufriedenheit barg, gingen sie die Straße hinab nach ihren Dörfern, wo die Frauen, übernächtigt vor Angst, aber froh der überstandenen Gefahr, in den Türen warteten —

Indessen in Frau Inges stillem Gemach ein müder Mann verzweifelt an dem Lager der Leblosen niederglitt . . .

—⊙—

Der Besuch

Skizze von Liesbet Dill.

Es schlug sieben Uhr auf der Pendule im Salon. Draußen war es noch hell, in einzelnen Gärten flatterte Wäsche auf den Seilen, die Büsche glänzten frischgrün, und es war so friedlich hier draußen in den Straßen der stillen Stadt. Das Mädchen, das in dem letzten kleinen, weißen Häuschen am Wald eben die grünen Läden schloß, sah nach dem Himmel, der sich grau bezogen hatte. Es fuhr ein kühler Wind raschelnd durch den Garten und scheuchte dürres Laub und Blätter über die gelben Kieswege vor sich her. „Wenn wir nur am Sonntag gutes Wetterhaben, gnädige Frau. Jedesmal, wenn wir Gäste haben, regnet's und dann sieht das alles hier draußen so traurig aus, und wir können keine Lampions aufhängen." Frau Inez, die an ihrem Schreibtisch Briefe schrieb, antwortete: „Wenn's regnet, hängen wir sie auf die Veranda. Es sieht so hübsch aus, so bunt und lustig, wie ein Sommerfest auf dem Lande. Sie und nun nehmen Sie diese Briefe mit zur Post und viel Vergnügen für heute abend . . ."

Das Mädchen nahm die Briefe entgegen und ging. Kaum war sie fort, so begann es zu regnen. Es regnete sacht, wie wenn es sich einregnete zum Sonntag. Frau Inez verließ ihren Schreibtisch, schloß die Verandatür und schaute in den Garten. Das Mädchen wird doch wenigstens einen Schirm mitgenommen haben, dachte sie.

Dann ging sie in ihr kleines Eßzimmer mit den blanken, antiken Mahagonimöbeln, zog die blauseidenen Gardinen zu, zündete die gelbbeschirmte Hängelampe an und setzte sich an den runden, gedeckten Teetisch, um ihre einsame Abendmahlzeit einzunehmen. Die Teekanne stand auf dem altholländischen Rechaud, einige kleine Platten mit zierlich angerichteten kalten Gerichten lagen in der Mitte, von denen sie nur sehr wenig nahm . . . Zuweilen warf sie dabei einen Blick in die Abendzeitung . . . Ja, es war sehr still hier draußen. Den meisten Menschen wurde es hier zu einsam. Aber sie liebte diese ländliche Ruhe. Morgens hörte sie die Vögel im Garten zwitschern, und abends rauschten in allen Gärten die Wasserspiele. In letzter Zeit hatte es viel geregnet. Da hörte man nur des Regens eintöniges Geräusch wie heute und hörte die Bäume des Kiefernwaldes, der hinter ihrem Hause begann, rauschen. Während sie den Tee eingoß, überlegte sie, wo sie ihre Gäste placieren würde, denn sie hatte zwölf Personen geladen, und die Räume in diesen kleinen Villen waren eng.

Plötzlich läutete es. Um diese Stunde kam sonst niemand mehr heraus. Die letzte Post war vor sieben dagewesen. Das konnte höchstens ein Telegramm sein oder der Bote mit den Seefischen. Und sie ging öffnen.

In dem triefenden Regen stand auf der Treppe ein schmächtiger, großer Herr im Havelock. Er lüftete höflich seinen weichen Hut und fragte nach ihrem Gatten.

„Mein Mann ist leider nicht zu Hause."

„Kommt er heute abend zurück?"

„Nein, er ist über Sonntag verreist."

Der Fremde schien enttäuscht und zögerte auf der Schwelle. „Schade, ich hätte ihn gerne gesprochen . . ."

Da fiel ihr ein, daß ihr Gatte neulich von einem Vetter gesprochen hatte, der kürzlich hergezogen war und seine Frau verloren hatte, daß man sich einmal um diesen Vetter kümmern müßte, der in einer Bank angestellt war. Und sie sagte: „Sind Sie vielleicht ein Vetter meines Mannes?"

„Der bin ich, gnädige Frau!"

„Aber bitte, kommen Sie doch herein!" Sie entschuldigte sich lebhaft, daß sie ihn an der Haustüre abgefertigt hatte, ging ihm in den Salon voran, machte dort Licht, bat ihn Platz zu nehmen und fragte teilnehmend nach seiner Frau . . . Woran sie gestorben sei, und wie alt sie war? Frau Inez fragte eigentlich mehr aus Höflichkeit, ihr Gatte hielt auf Familientradition . . . und der junge Herr erzählte ihr die tragische Geschichte vom Tode seiner jungen Frau . . .

„Zum Glück haben Sie keine Kinder, nicht wahr?"

„Nein, die haben wir nicht . . ." und er schaute in das Nebenzimmer.

Sie erinnerte sich, daß dort noch der Tisch gedeckt stand, und forderte ihn auf, mit ihr Tee zu trinken.

„Was für ein reizendes Heim," sagte der junge Herr, indem er sich umsah. „Wie schön diese alten eingelegten Möbel wirken."

„Es sind Erbstücke meiner Mutter," sagte sie und goß Tee ein. „Sie müssen entschuldigen, daß Sie bediene, aber ich habe mein Mädchen zu Stadt geschickt, sie hat heute ihren Ausgang." — Sie bot ihm kaltes Fleisch an und dann achte die Wirtin auf liebenswürdige alte Damenart, die gern nötigt, auch wenn der Gast schon gedankt hat. Aber hier brauchte sie nicht zu nötigen. Dieser Gast griff zu. Er schien Hunger zu haben . . . Er wohnte vorläufig möbliert, erzählte er, „. . . in einer häßlichen Gegend, gnädige Frau, in die Sie nie kommen . . ." Er war abgebaut, ohne Pension und ohne Mittel. Er hatte gehofft, sein Vetter könnte ihn auf seinem Werk unterbringen. Aber da war wohl wenig Hoffnung? Die Industrie stand schlecht . . .

„Aber wovon leben Sie denn?" fragte Frau Inez mitleidig.

„Ich schreibe Adressen, davon lebe ich," sagte er bescheiden. Plötzlich sah sie etwas, das sie erschreckte. Er trug keine Weste, seine Manschetten waren ausgefranst und sein Hemd zerknittert und unsauber. Sie hatte ein beklemmendes Gefühl diesem armen Verwandten gegenüber, dem man doch kein anderes Almosen anbieten konnte als ein gutes Essen und einen Rat, und sie fühlte sich bedrückt wegen ihres reich eingerichteten Hauses, das Wohlbehagen atmete, und wegen des vielen Silbers, das auf dem Büfett und den Serviertischen herumstand. Sie glaubte zu bemerken, daß seine Augen über das alles hinglitten und es um seinen Mund zuckte . . .

„Man will ja nur Arbeit, aber man findet nichts, nichts. Es ist zum Verzweifeln!" gestand er ihr, als sie sich im Salon gegenübersaßen bei einem Glas Portwein und Gebäck. Er rauchte hastig eine Zigarre. Der arme Mensch, dachte sie, hat gewiß lange nicht mehr geraucht und sie freute sich, wie er dem feurigen stärkenden Wein zusprach . . . Er sah so abgemagert aus, so verfallen, und sie mußte immer an die fehlende Weste denken, die er gewiß aufs Leihhaus gebracht hatte. Er hatte etwas Unstetes im Blick, und die Art, wie er sich auch in diesem Zimmer umsah, war ihr etwas unheimlich, sie wußte nicht, warum? — Die vielen Oelgemälde, die an den Wänden hingen, schienen sein Interesse zu wecken, und sie erzählte, wo sie diese Gemälde auf ihren großen Reisen erworben hatte.

Als es zehn Uhr schlug, erhob sich der Fremde und bat um Schreibzeug und Papier. Er wollte seinem Vetter wenigstens einen Gruß hinterlassen. Sie legte ihm alles hin. Und in dem Augenblick, als sie ihre Schreibtischschublade aufzog, geschah es . . . Ein fester Griff nach ihrem Halse — ein Tuch über ihre Augen, ein Knebel, der ihr in den Mund geschoben war — der Stuhl stürzte um, eine starkriechende Flüssigkeit wurde ihr über das Gesicht gegossen . . . Sie wollte schreien, aber sie konnte nicht und fiel schwer auf den Teppich mit dem Gesicht gegen die Wand. —

Das junge Hausmädchen, das um Mitternacht zurückkam, fand die Schränke erbrochen, das Silber geraubt, und ihre Herrin lag bewußtlos auf dem Teppich mit einem Knebel im Mund.

Als die alte Dame zu sich kam, fragte sie sofort nach dem Vetter. Aber von ihm hatte niemand etwas gesehen . . . Er hatte ganze Arbeit gemacht und sich lautlos entfernt. Die Bäckersfrau in derselben Straße war die einzige, die in der Dunkelheit einen Herrn im dunklen Havelock mit einem Sack auf dem Rücken nach dem Wald zugehen gesehen hatte. Sie hatte sich noch gewundert, daß so ein Herr einen solch schweren Sack auf dem Rücken trug.

—⊙—

Angst

Skizze von Hanns Lerch-Dresden.

Doktor Schmidt meinte, Angst sei reine Nervensache. — Hartmann streckte herausfordernd das Kinn vor: „Halten Sie mich für nervös, Doktor?"

Die blonde Eva lachte klingend: „Wenn's nach den Nerven ginge, dann hätten sie bestimmt keine Angst."

Hartmann nickte. „Einmal in meinem Leben habe ich demnach Todesangst bis zur Eiseskälte, bis zur Siedehitze ausgestanden . . . Es war kurz nach meiner Hochzeit. Ich mußte verreisen. Nicht etwa, daß Helene, meine Frau, auf dem Bahnhof den Namen Färwer erwähnte, beunruhigte mich, mißtrauisch war ich auch nicht, — das ist man in den ersten Wochen der Ehe nie, aber ich trat trotzdem mit recht unsicheren Gefühlen die Reise an."

„Wer war denn dieser Färwer?" fragte Eva.

Hartmann zündete sich langsam eine Zigarre an:

„Ein armer Unglücklicher, den ich nur nach einem Bilde kannte. Lange vor unserer Hochzeit erzählten die Leute, habe sich ein Ingenieur Färwer sterblich in meine jetzige Frau verliebt. Ein eigenartiger Herr übrigens, der nur dem Studium des Atomzerfalles lebte. Jetzt stand sein kleines Landhaus längst leer. Er habe sich überarbeitet und wäre in einer Nervenheilanstalt, sagten die einen; die anderen, er sei aus verschmähter Liebe tiefsinnig geworden. Helene zeigte mir sein Bild. Die tiefliegenden, trüben Augen hatten etwas Krankhaftes. Aber noch etwas verzerrte sein Gesicht fast zur Teufelsfratze, — eine fingerbreite Narbe, die sich über die ganze Stirn zog. Als Helene in der Zeitung las, einige Insassen des nahen Irrenhauses hätten die Wärter überwältigt und seien geflohen, stand es für sie bombenfest, Färwer müsse auch mit dabei gewesen sein. Sie bat mich, die Reise aufzuschieben, zumal sie sich einbildete, sie habe in der Dunkelheit einen verdächtigen Menschen um unser Haus schleichen sehen.

Die guten Tanten berichteten noch dazu, ein unbekannter Herr habe bei dem Photographen einem mit unsumpfhöflicher Gemütsheit sagen, daß [illegible]

Jertrum sehr lange vor dem Schaufenster gestanden, in dem unser Bild als Brautpaar ausgestellt war.

Trotz alledem benutzte ich den Nachteilzug und wählte ein leeres Abteil zweiter Klasse, um am Morgen frisch anzukommen. Es war ein alter Wagen mit völlig abgetrennten Abteilen.

Helenes wehendes Tuch verschwand im Dunkel. Der Zug lärmte klappernd durch die Nacht.

Ich nahm eine Zeitung zur Hand und brannte mir eine Zigarre an. Vor X. war kein Aufenthalt, eine Stunde also hatte ich mindestens Ruhe.

Ich muß wohl eingeschlafen sein. Kein Wunder, meine Freunde hatten es sich nicht nehmen lassen, mir am Vorabend eine Abschiedsbowle abzumötigen. So wachte ich erst weit hinter X auf.

Ich war nicht mehr allein. Mir gegenüber saß ein Reisender. Sein Gesicht konnte ich vorerst nicht sehen, da er ebenfalls die Zeitung las.

Da fuhr der Zug durch eine Kurve, so daß das Zeitungsblatt seine Stirne freigab, seine Stirn — — und eine schmale weiße Narbe! Das Blut stieg mir langsam in den Kopf, etwas lief kalt über meinen Rücken; denn jetzt sah ich ein kleines Loch in der Zeitung, hinter dem ein schwarzes Auge voll unendlichen Hasses mich anfunkelte.

Meine Sinne wurden mit einem Male wach. Ich wollte die Rechte bewegen — und es ging nicht, dann die Linke — — es ging ebenfalls nicht! Irgend etwas hielt mich an den Handgelenken fest.

Und jetzt ließ der andere die Zeitung vollends sinken. Seine Züge verzerrten sich zu teuflischem Hohn. „Sie machten mir's leicht, Sie zu fesseln, denn — — Sie schliefen!"

„Herr, wer sind Sie?!"

Der andere beugte sich vor. „Ich bin Färwer, dem Sie das Weib nahmen!"

„Was wollen Sie von mir?."

Seine Augen gleißten auf. „Helene ist Ihre Frau, ist nicht mehr — frei! Ich will Helene die Freiheit wiedergeben!"

Ich schielte nach dem Hebel der Notbremse.

„Beunruhigen Sie sich nicht," höhnte Färwer, „der Bremshebel ist weit genug von Ihnen entfernt. Die Fesseln ihrer Handgelenke aber sind mit den Eisenstangen ihres Sitzes verbunden sie halten! — Ich will Sie auch nur so weit belästigen, als ich muß. Sie fanden den Weg zu Helene allein, Sie werden ihn auch allein von ihr finden müssen."

Ich erwartete, Färwer würde irgend eine Waffe ziehen, doch — er machte sich nur an seiner Westentasche zu schaffen, holte eine ziemlich große Taschenuhr heraus, die ein Gehäuse von mattiertem Stahl zeigte.

„Eine nette Uhr," lachte er. „Jeder Mensch wird denken, es sei nichts als eine Uhr. Aber sie ist mehr!" Wie im Selbstgespräch fuhr er fort. „Hassen Sie Uhren nicht auch, weil sie jede klingende Sekunde einen Schritt zum Tode bedeutet? Diese Uhr macht aus Schritten Kilometer, nein, Meilen! In dem Gehäuse ist ein winziges Teilchen Knallquecksilber, das sich in genau 30 Minuten durch einen Stich einer ganz feinen Nadel entzündet, sich und einige Gramm Chlorstickstoff! — Gelt, Sie staunen, daß mir das gelungen ist, dieses Chemikal gegen Stoß unempfindlich zu machen. Chlorstickstoff ist aber auch der prächtigste Sprengstoff der Welt! So werde ich Ihr Herz von Helene befreien. In Atome werden Sie zerstieben!"

Meine Augen irrten zu dem Fenster.

„Keine Besorgnis," sagte er fast liebenswürdig „die Türen sind abgeriegelt, einen Nachschlüssel besitze ich, und überdies hängt an jedem Fenster ein Schild: „Dienstabteil".

Er erhob sich. „Und jetzt gestatten Sie, daß ich mich empfehle und Ihnen die Uhr überreiche."

Ich bewegte meinen Oberkörper heftig. Doch er packte mich mit eisernen Fäusten und steckte die Uhr in die eine obere Westentasche.

In diesem Augenblick knirschten die Bremsen.

„Die Uhr sitzt gut, gerade über dem Herzen," sagte er eigenartig dumpf, ging zur Tür und verschwand.

Ich hörte noch, wie er das Abteil verriegelte.

Der Zug hielt.

Ich versuchte, an meinen Fesseln zu rütteln, mit den Füßen auf den Boden zu stampfen, mit dem Hinterkopf gegen die Wand zu schlagen. Oh, es war noch eines von den alten Abteilen, es war gut gepolstert. Der rote Plüsch erstickte jeden Laut.

Eine letzte Hoffnung glühte in mir auf, — es möchte sich jemand an der Abteiltür zu schaffen machen.

Der Riegel bewegte sich —, jedoch, man mochte draußen sehen, daß hier ein Dienstabteil sei. Die Schritte verklangen wieder auf dem Bahnsteig.

„Tick, — tick, tick, —" klang die Uhr leise.

Und jetzt setzte sich der Zug wieder in Bewegung. Bis zum nächsten Haltepunkt waren es gut zwei Stunden Fahrt.

Ich dachte an Helene, an die kurze glückliche Zeit der Ehe.

„Tick, — tick, — tick, —" klang die Uhr leise. Glück! — Glück! — höhnte sie!

Ich rüttelte an meinen Fesseln, bis die Handgelenke schmerzten. Sie hielten eisenfest. Da schoß ein Gedanke durch mein Hirn. War mein Kopf — war mein Genick nicht frei? Mit den Zähnen versuchte ich die Westentasche zu erreichen, in der ich die Uhr fühlte. Das gelang mir nach unendlichen Mühen, in denen die klingenden Sekunden in einem feurigen Chaos um mich zu kreisen schienen.

Und mit den Zähnen zog ich die Uhr aus der Tasche. Dann beugte ich den Oberkörper weit vor, bis ich meine Rechte erreichen konnte. „Die Uhr jetzt aufziehen, bis die Feder platzt, dann muß das Werk stehen! Nein, da konnte jener Teufel irgend eine mechanische Auslösung angebracht haben, die den Sprengstoff dennoch entzündete. Aber doch, wenn das Werk stand, konnte der Stift das Quecksilber nicht treffen, der Chlorstickstoff sich nicht entzünden. Die Zeit schien wie ein brausender Strudel zu rasen!

Ich wußte kaum, wieviel Minuten verflossen — — da fand ich es!

Ich drückte mit den Fingern der gefesselten Rechten das Uhrglas entzwei, sah, daß die Zeiger gerade auf 8 Minuten nach 2 Uhr standen, und da gelang es mir, den großen Zeiger so umzubiegen, daß er sich wie eine Klammer vor den kleinen legte: so mußte das Werk stehen bleiben.

„Tick, — tick, — tick, — —" tönte die Uhr. Meine Augen bohrten sich fest in das Zifferblatt, ich hielt den Atem an, meine Blicke verwirrten sich.

Da, — — jetzt berührte der große Zeiger den kleinen. Noch immer tickte die Uhr!

Nein, jetzt schien es aufzuhören! Zitternd verfolgte ich den Lauf des Sekundenzeigers. Das Ticken wurde schwächer.

Ich atmete unermeßlich tief auf. Die Uhr stand!

Behutsam ließ ich sie aus dem Munde auf das Polster des leeren Nebensitzes gleiten. Dann wußte ich nicht mehr, was geschah. Schwarze Wolken hüllten mich ein und ich verlor das Bewußtsein. —

Als ich erwachte, hörte ich Stimmen um mich, fühlte einen scharfen, stechenden Schmerz in der Nase, sah einige Beamte der Bahnhofspolizei, die Bruchstücke meiner Fesseln in der Hand hielten.

„Was war denn mit Ihnen?" sagte ein Be-